

Die Fortschrittsillusion

Wir sehen Fortschritt, weil unser Gehirn dafür konstruiert ist, stets zu vergleichen und zu bewerten. Wahrscheinlich aber existiert er nur in unserer naiven Vorstellung.

Von Eckart Voland

Wissenschaft entlarvt Illusionen. Vor der zersetzenden Kraft ihrer schonungslosen Analyse scheint nichts sicher. Ob die Illusion von Erdscheibe und Himmelsgewölbe, das „Ich“ und der „freie Wille“, ob die Linearität eines Zeitstroms oder auch nur die bunte Farbenpracht in der Welt „da draußen“. All dies gibt es nicht in einem objektiven Sinne, wie man naiv meinen könnte, sondern diese Ideen sind Konstrukte des Gehirns, die sich evolutionär bei der Meisterung des Lebens bewährt haben. Die Evolution setzt bekanntlich auf Nützlichkeit und nicht auf das bestmögliche Erkennen irgendeiner vorfindlichen Objektivität. Das „Ich“ ist ein Selbstmodell des Gehirns, der „freie Wille“ eine soziale Attribution, und die Farben sind vom Gehirn generierte Erlebnisqualitäten bloßer elektromagnetischer Strahlung in einer absolut farblosen Welt. Ob Fortschritte in der Kosmologie, Neurobiologie oder in den anderen naturwissenschaftlichen Unternehmungen: Paradoxerweise scheint mehr denn je Skepsis bei der erkenntnistheoretisch so bedeutsamen Frage angebracht, ob und in welcher Weise wir die Welt „da draußen“ außerhalb unseres Bewusstseins überhaupt erkennen können. Gerade wegen der Wissensvermehrung scheint uns die Welt unzugänglicher, unplausibler, irrealer, distanzierter, illusionärer denn je zuvor, und Selbstvergewisserungen wie das Descartes'sche „Ich denke, also bin ich“ gelten schon längst nicht mehr.

Die Enttarnung der evolutionär nützlichen Weltzugänge als konstruierte Illusionen des Zentralnervensystems stößt auf unterschiedliche Akzeptanz, wobei es ganz so aus-

sieht, als ob der Widerstand gegen die neuen Weltbilder umso massiver ausfällt, je stärker die ganz persönliche Selbstwahrnehmung betroffen ist, je stärker also das Modell des Gehirns von sich selbst in Frage gestellt wird. Wie sonst wäre die Aufgeregtheit zu verstehen, die zwar mit der wissenschaftlichen Desillusionierung des „Ich“ und des „freien Willens“ einhergeht, aber kaum mit den ebenso irritierenden und kontraintuitiven Modellen der Mikrophysik oder Kosmologie. Gehirne ähneln dogmatischen Egozentrikern, die erst mühsam lernen müssten, andere Perspektiven einzunehmen, aber nicht einsehen können, warum sie das eigentlich mit Bezug auf sich selbst tun sollten.

»Fortschritt ist keine biologische Kategorie, wohl aber eine psychologische«

Zu den nützlichen Konstruktionen des Gehirns gehört auch die Idee des Fortschritts. Vielleicht mit Ausnahme einiger pessimistisch gestimmter Misanthropen würde man die menschliche Geschichte trotz aller gewesenen natürlichen und kulturellen Katastrophen und Rückschläge in der großen Gesamtschau letztlich doch als Fortschritts-geschichte schreiben wollen. Schließlich geht es uns – im Durchschnitt – besser als jeder Generation zuvor, wenn man die gängigen Kriterien eines guten, gelingenden Lebens anlegen will: Gesundheit, Lebenssicherheit, Bildung, Würde. Und auch die moderne Ethik der Aufklärung gilt vielen als entwickelter als die fundamentalistischen Ethiken davor. Kurz: Der Zugang zu den Ressourcen des Glücks und der Zufriedenheit scheint gesicherter denn je.

Aber ist das wirklich so? Schließlich ist Fortschritt kein Merkmal des Evolutionsgeschehens, auch wenn im manchmal etwas lo-

ckeren Sprachgebrauch – auch unter Fachleuten – gerne von Höherentwicklung und ähnlich suggestiven Konzepten die Rede ist. „Die Evolution geht ziemlich langsam nirgendwohin“, formuliert der Biophilosoph Michael Ruse mit klarer Absage an jegliche Fortschrittsidee. Fortschritt kann es logischerweise nur geben, wenn es einen verlässlichen Maßstab gibt, an dem er zu messen wäre. Und wenn aber die Evolution als ein sich selbst organisierender Prozess verstanden werden muss, der keinem von außen angelegten Entwicklungsplan folgt, greift die Fortschrittstheorie ins Leere. Es wird nur allzu oft vergessen, dass Homo sapiens keineswegs als höher entwickelt gelten kann als seine Primaten-Verwandten oder gar als andere Säuger. Auch wenn die Darwin'sche Theorie von Anfang an, vor allem auch in der philosophischen und sozialwissenschaftlichen Rezeption als Fortschrittstheorie aufgefasst wurde, erscheint es nicht gerechtfertigt, die biologischen Arten in irgendeiner Form als höher oder niedriger entwickelt ordnen zu wollen. Bestenfalls kann man die Stammesgeschichte als einen Prozess der Komplexitätszunahme beschreiben. Aber selbst dies ist nicht besonders überzeugend, denn Bioinformatiker lehren uns, dass beispielsweise das Mäusegenom nicht wesentlich weniger komplex ist als das unsere, und außerdem gibt es ja auch Fälle von regressiver Evolution, also Fälle evolutionären Komplexitätsverlusts. Kurz: Evolution ist vielleicht Komplexitätszunahme, aber Komplexitätszunahme ist nicht Fortschritt und Fortschritt keine biologische Kategorie.

Wohl aber eine psychologische. Und deswegen gehört die Fortschrittsidee in die Klasse jener Konstruktionen, von denen zuvor schon die Rede war. Unsere Gehirne generieren wieder einmal eine Idee, für die es in der biologischen Welt außerhalb des Bewusstseins keine in irgendeinem Sinne objektive Entsprechung zu geben scheint. Der Maßstab, an dem wir Fortschritt messen, erwächst aus unseren ganz persönlichen Präferenzen, Zielen und Wünschen im Hier und Heute eines ausdifferenzierten, informierten, strategisch eigen-

interessierten Gehirns. Er ist also selbst gemacht und bleibt damit untrennbar in der Welt des Subjektiven verhaftet. Und weil Menschen als „naive Realisten“ auf die Welt kommen, hegen sie die Fortschrittsidee und projizieren sie in die Welt um sie herum. Damit ist die Idee des Fortschritts genauso zuverlässig wahr wie jede andere naiv-realistische Interpretation des Gehirns: Die Erde ist eine Scheibe, die Sonne geht auf, die Bäume sind grün, Autos machen Lärm. Erst mit einem distanzierten Blick von außen, gleichsam von einem archimedischen Punkt aus, sind diese naiven Weltinterpretationen als Illusionen zu erkennen und entsprechend epistemisch korrigierbar.

Aber wozu das Ganze? Warum konstruiert das Gehirn die Fortschrittsidee und pflegt sie ein Leben lang (mit freilich je nach Lebensabschnitt unterschiedlicher Emphase)? Nun – die natürliche Selektion arbeitet bekanntlich über die Bewertung von

**»Glück lässt sich nicht konservieren.
Im Moment seines Entstehens
beginnt seine Verfallsgeschichte«**

Unterschieden, und aus dieser überaus simplen Tatsache folgt, dass das Darwin'sche *survival of the fittest* automatisch und zwangsläufig zu einem evolutionären Wettrüsten führt. Die Vorteile des einen sind nur allzu oft die Nachteile des anderen, und deshalb leben Menschen in Komparativen. Stillstand bedeutet das Ausscheiden aus dem evolutionären Spiel, und deshalb ist in der Darwin'schen Welt das „Höher, Weiter, Schneller“ den Organismen notwendigerweise inhärent. Bei bewusstenfähigen Organismen, wie bei uns Menschen, schlägt sich das natürlich auch in der Psychologie nieder. Dazu gehört es, Unterschiede wahrzunehmen und sie gemäß möglicher Fitnesskonsequenzen zu bewerten. Aus dem simplen „Höher, Weiter, Schneller“ werden im Lauf der Primatenevolution komplexe Motivationslagen mit persönlich wahrgenommenen Zielen und Absichten. Und hinsichtlich dieser Ziele kann man Erfolg haben oder scheitern. Dann gibt es also doch Fortschritt? Und er wäre zu messen an der Erfüllung persönlicher Präferenzen – oder aus soziobiologischer Sicht: an der Zunahme reproduktiver Trümpfe im *struggle for life*?

In den USA befragt man seit 1958 die Bevölkerung nach ihrer Lebenszufriedenheit. Interessanterweise bleibt der Anteil derjenigen, die sich als „very happy“ bezeichnen, über die Jahre mit rund dreißig Prozent praktisch konstant. Weder die Erfindung der Pille und die damit einhergehende sexuelle Liberalisierung, weder die zunehmende Emanzipation der ethnischen Minderheiten und die damit einhergehende Befreiung von ökonomischer, sozialer und rechtlicher Benachteiligung, weder die Entwicklungen in der medizinischen Diagnostik und Therapie noch die Zunahme an Kaufkraft und materiellem Wohlstand haben zu einer Vermehrung der Glücklichen geführt. Es wäre aber auch nicht zu erwarten gewesen, denn wie gesagt: Evolutionärer Wandel bedarf der Differenz. In dem gleichen Maß, wie durch „fortschrittliche Maßnahmen“ Differenzen eingeebnet werden, entstehen neue. Der evolutionäre Wettbewerb kennt eben keinen Stillstand. Und wie alle anderen Teilnehmer am evolutionären Spiel sind auch Menschen nicht in der Lage, ein Ende im evolutionären Wettstreit zu verabreden. Aus naturgeschichtlichen Gründen ist ihre Psyche dazu nicht in der Lage.

In biologischer Anpassung an das Evolutionsgeschehen bedarf auch die menschliche Zufriedenheit der Differenz. Die menschlichen Emotionen sind evolviert, weil sie uns als Belohner oder Bestrafer durch die Opportunitäten und Fährnisse des Lebens navigieren. Positive Emotionen und Stimmungen – man nennt sie Glück, Zufriedenheit, Stolz, Lust – gehen mit einem Zugewinn an reproduktiven Ressourcen einher. Sie versprechen Fitnessgewinne, und genau deshalb erleben wir sie als belohnend. Aber der Zugewinn an reproduktiven Ressourcen – ob Lottogewinn oder neue Liebe – ist nur im Moment der Erfüllung ein Zugewinn und wird früher oder später zum Status quo. Dieser aber verlangt, der Logik des biologischen Imperativs folgend, wiederum einen Zugewinn: Glück lässt sich eben nicht konservieren. Bereits im Moment seines Entstehens beginnt seine Verfallgeschichte. Wer dies nicht glaubt, mag

»Wir brauchen die Idee des Fortschritts allein, um nicht zurückzubleiben«

gerne die Biografien von Lottogewinnern studieren, die immer wieder lehren, dass Menschen sich überraschend schnell auf neue, vorteilhafte Situationen einstellen und sehr schnell wieder damit beginnen, die Differenzen zwischen „ist“ und „könnte“ zu sehen und entsprechende Wünsche, Sehnsüchte und Motive zu entwickeln. Selbst Bill Gates soll gesagt haben, was so viele sagen: „Meinen Kindern soll es einmal besser gehen als mir selbst.“ Was beschreibt eine solche Situation besser als das Bild von einem „Hamsterrad“? Man bewegt sich ständig, und dies mit großem Aufwand, ohne wirklich von der Stelle zu kommen. Wer sich aber je der Illusion des Fortschreitens verweigert hat, blieb zurück und gehört nicht zu den Vorfahren der nachfolgenden Generationen. Ganz offensichtlich

brauchen wir die Idee des Fortschritts, nicht weil sie wirklich Fortschritt generiert, sondern allein, um

im System zu bleiben. Wer, weil sein Gehirn evolutionär geformt wurde, gar nicht anders kann, als ständig nach dem Besseren zu suchen, und das Bessere am Unterschied zur momentanen Situation misst, der kann auch gar nicht anders, als die Etappen der Geschichte als weniger fortgeschritten zu interpretieren. Schließlich ähneln sie nicht der momentanen Situation, und dies umso weniger, je größer die historische Distanz ist. Wer mag schon angesichts der heutigen biologischen und kulturellen Lebenschancen im Mittelalter leben – oder auch nur in der Generation seiner Großeltern?

In dieser evolutionär gewachsenen Psychologie wird Fortschritt zwar gedacht, aber nur als strategische Konstruktion zur Motivation in der „Tretmühle des Lebens“. Der archimedische Punkt, von dem aus Fortschritt zu objektivieren wäre, ist jedoch noch nicht gefunden. Und man wird ihn auch nicht finden, weil – wie gesagt – Fortschritt der Evolution wesensfremd ist.

Eckart Voland ist Professor für Philosophie der Biowissenschaften am Zentrum für Philosophie und Grundlagen der Wissenschaft der Universität Gießen.